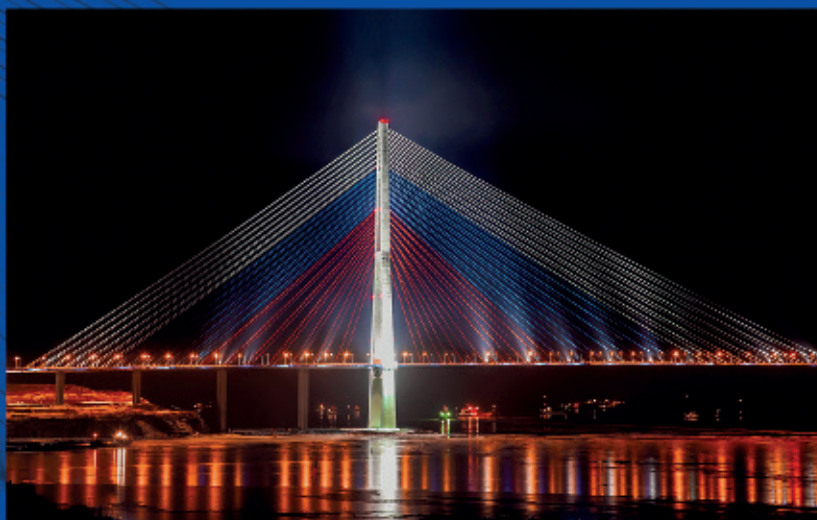


WOLFGANG IMO
LJUDMILA KORNILOVA
LARISA KULPINA
JÖRG WESCHE (Hg.)

Brückenschläge

Deutsch-russische
Germanistiken im Dialog



Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg



SPRACHE – LITERATUR UND GESCHICHTE

Studien zur Linguistik / Germanistik

Band 50

Begründet von

Hans Wellmann † und Irmhild Barz

Herausgegeben von

Svetlana Petrova

und

Augustin Speyer



Brückenschläge

Deutsch-russische Germanistiken im Dialog

Herausgegeben von

WOLFGANG IMO

LJUDMILA KORNILOVA

LARISA KULPINA

JÖRG WESCHE

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Mit Förderung des DAAD

UMSCHLAGBILD

Russki-Brücke/Wladiwostok Баяков Алексей Александрович
(https://commons.wikimedia.org/wiki/File:“Russian_bridge”_in_Vladivostok_city.jpg),
„‘Russian bridge’ in Vladivostok city“, <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/legalcode>.

ISBN 978-3-8253-4692-8

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt ins-
besondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2019 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg
Imprimé en Allemagne · Printed in Germany
Druck: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:
www.winter-verlag.de

Inhalt

Vorwort	7
---------------	---

I Literaturwissenschaft

JULIA AMSLINGER: Ein polyglotter Prophet. Der Sprachwissenschaftler Johann Jakob Redinger in Zürich	11
---	----

VIKTORIA FEDOROVSKAJA: Argumentationsmuster im literaturkritischen Verriss: Marcel Reich-Ranicki	21
--	----

HANNES KRAUSS: Wie deutsch ist die deutsche Gegenwartsliteratur?	33
---	----

LARISA KULPINA: Russlandbilder und ihre literarische Versprachlichung in transkulturellen Gegenwartsromanen	47
---	----

SERGEJ ŠČERBINA & JÖRG WESCHE: Hergestellte Aphoristik. Über Exklusivität im Gattungsdenken und Lichtenberg in russischer Übersetzung	73
---	----

II Sprachwissenschaft

VERONIKA DIDENKO: Aktualisierungen des Frames <i>Toleranz</i> im Migrationsdiskurs in deut- schen und russischen Printmedien	95
--	----

WOLFGANG IMO: Interaktionale Grammatik: Funktionen von <i>quasi</i> in mündlicher und schriftlicher informeller Kommunikation	113
---	-----

ALINA KUNTSEVICH: Russische DaF-Lehrwerke für Jurastudierende im Kontext der Textlin- guistik	153
---	-----

IRINA MOSTOVAIA: <i>Sollen wir uns mal treffen? – Nein... Wir müssen:D:</i> Deutsche Modalverben in SMS-Verabredungen	163
---	-----

ANASTASSIA NEUPOKOEVA: Zur geschlechtergerechten Stellenausschreibung in Sprache und Bild	185
---	-----

EKATERINA PIVOVAROVA: Phraseologische „falsche Freunde des Übersetzers“. COSMAS-Analyse	203
---	-----

III Didaktik

LJUDMILA KORNILOVA: Japanische Gegenwartsliteratur auf Deutsch für die Übersetzungspraxis	223
---	-----

GALINA KOTOVA: Interregionale deutschsprachige Hochschulolympiaden im russischen Fernen Osten	233
---	-----

OLGA RUSSETZKAJA: Deutsche Erzählliteratur im Fremdsprachenunterricht	241
--	-----

FLORIAN TACK: <i>dreimal weniger: Interferenzfehler oder korrektes Deutsch?</i>	255
Beiträgerinnen und Beiträger	267

Vorwort

Der vorliegende Band ist im Rahmen einer seit 2013 bestehenden, vom DAAD geförderten Germanistischen Institutspartnerschaft zwischen den staatlichen Universitäten des Fernen Ostens in Chabarowsk, Wladiwostok und Blagoweschtschensk sowie der Universität Duisburg-Essen entstanden. Angestoßen wurde er durch eine gemeinsame internationale Konferenz im Sommer 2016, aus der die Beiträge hervorgegangen und im Laufe der Kooperation weiterentwickelt worden sind.

Die Forschung der Inlands- wie Auslandsgermanistik in den Bereichen Literaturwissenschaft, Linguistik und Didaktik der deutschen Sprache und Literatur zeichnet sich ebenso durch fachkulturelle Gemeinsamkeiten aus wie durch jene unterschiedlichen Blicke auf die Forschungsgegenstände, die auch den jeweiligen kulturellen Gegebenheiten und Forschungstraditionen geschuldet sind.

Ziel des Bandes ist es, die Bandbreite germanistischer Forschung aus deutscher und russischer Perspektive zu identifizieren, gegenüberzustellen und so weit wie möglich produktiv zusammenzuführen. Auf diesem Wege soll sowohl der fachwissenschaftliche als auch institutionelle Brückenschlag zwischen den philologischen Ansätzen und Traditionen gelingen, um aktuelle Fachperspektiven in Forschung und Lehre international auf Augenhöhe zu dokumentieren und Diskussionsperspektiven zwischen den unterschiedlichen Fachkulturen zu eröffnen.

Impulse möchte der Band dazu möglichst in der gesamten Breite des Fachs geben, indem einerseits die großen germanistischen Untersuchungsfelder der Didaktik, Linguistik und Literaturwissenschaft eröffnet werden und diese andererseits im gesamten diachronen Spektrum der Neugermanistik von der Frühen Neuzeit bis zur deutschen Gegenwartssprache und -literatur in Fallstudien beleuchtet werden.

Dazu, dass dieser Dialog zwischen den deutschen und russischen Germanistiken geführt werden kann und mit diesem Band in Teilen nun auch festgehalten ist, haben viele Hände und Köpfe beigetragen. Herzlich danken möchten die Herausgeber/innen dafür an erster Stelle den russischen und deutschen Kolleginnen und Kollegen, die an der Kooperation beteiligt sind und ihre Arbeits- und Forschungsperspektive hier mit großem Engagement eingebracht haben! Ein weiterer Dank gilt zudem dem DAAD für die jahrelange Förderung unserer Institutspartnerschaft und finanzielle Unterstützung dieses Bandes sowie unseren Mitarbeitern Lisa Eggert und Sabine Vahl, welche bei der redaktionellen Einrichtung tatkräftig geholfen haben! Besonders danken möchten wir nicht zuletzt dem Winter-Verlag, namentlich dem Verlagsleiter Andreas Barth, sowie Svetlana Petrova und Augustin Speyer als Herausgebern der Reihe *Sprache – Literatur und Geschichte. Studien zur Linguistik/Germanistik* für die freundliche Aufnahme des Bandes! Hans Wellmann (†) – Mitbegründer der literaturwissenschaftlich-linguistisch geöffneten Reihe, in der dieses Buch nun steht – hat den Fachdialog mit der russischen Germanistik des Fernen Ostens seinerzeit von Augsburg aus eröffnet. Es ist eine große Freude für uns, dass dieser Dialog hiermit in den von ihm geebneten Bahnen fortgesetzt und weiterentwickelt werden kann.

Die Herausgeber/innen im Sommer 2019

I Literaturwissenschaft

Ein polyglotter Prophet. Der Sprachwissenschaftler Johann Jakob Redinger in Zürich

JULIA AMSLINGER

Im 17. Jahrhundert hatten sprachwissenschaftliche Untersuchungen europaweit Konjunktur. Das vermehrte Interesse für die Volkssprachen war dabei Resultat eines ideengeschichtlichen Prozesses, der verschiedene Themengebiete wie die Debatte um die Bedeutung der Religion, die mythische Herkunft eines Volkes und die zeitgenössische politische Situation eng miteinander verklammerte und zu einer ganz neuen Bewertung der jeweiligen Volkssprachen führte. Im Umkreis der Akademien und Sprachgesellschaften bildete sich in Bezugnahme auf die humanistische Tradition ein sprachtheoretischer Diskurs heraus, der die jeweilige Standardvarietät in ihrem Verhältnis zu anderen Sprachen sowohl historisch als auch in Hinblick auf ihre Leistungsbreite zu verorten suchte (Gardt, Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung; Greule/Lebsanft: Europäische Sprachkultur und Sprachpflege). Fragen der Sprachverwandtschaft und der Spezifika einer deutschen Haupt- und Hochsprache wurden insbesondere im Umfeld der *Fruchtbringenden Gesellschaft* zu zentralen Untersuchungsgegenständen verschiedener Mitglieder. In rhetorisch-versiert argumentierenden Studien von enzyklopädischer Breite plädierten Autoren wie Philipp von Zesen (Hoch-Deutsche Sprach-Übung, 1643; Hoch-Deutscher Helikon 1656), Christian Gueintz (Deutsche Sprachlehre Entwurf, 1641) oder Justus Georg Schottel (Ausführliche Arbeit von der teutschen HauptSprache, 1663; Horrendum Bellum Grammaticale antiquissimorum, 1673) dabei für eine – in manchen Schriften heilsgeschichtlich legitimierte – Vorrangstellung des Deutschen innerhalb der europäischen Sprachenfamilie. Denn die im Zuge fortschreitender Säkularisierung freiwerdende Leerstelle einer kulturellen katholischen Identität musste im 16. und 17. Jahrhundert neu gefüllt werden. Konzepte wie das einer bürgerlichen Verständnissgemeinschaft und protonationale Vorstellungen wie *Heimat*

oder *Vaterland* füllten diese Lücke – in einem durchaus religiösen Verständnis.

Justus Georg Schottel fasste diese Konzentration auf die Muttersprache in deutsche Verse, die in einer tautologisch anmutenden Bewegung das Zusammenwirken von Natur und Kultur zur nationalen Kräftigung in den Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Krieg beschreiben:

Teutsches Wasser/Luft und Werke
Geben recht den Teutschen Stärke
Teutsche Sprache/Sitten/Wesen/
Lesset Teutschland wolgenesen (Schottel: Ausführliche Arbeit, 1663)

Der Patient „Deutschland“ soll durch sprachpflegerische Bemühungen zur Stärke finden, d.h. von den Bemühungen um die Sprache wird ein konkreter Nutzen für die Gemeinschaft abgeleitet. Der Text schweigt jedoch von den Differenzen, bzw. Besonderheiten des „teutschen“ zu anderen Sprachen. Trotzdem sind die Verse unmittelbar anschlussfähig an Diskussionen um die Herkunft und die Vorrangstellung des Deutschen, die auf eine breite, weltgeschichtliche Basis gestellt wurden. Im direkten Rekurs auf Überlegungen humanistischer Gelehrter gestalteten Zesen, Schottel und weitere Dichtertheoretiker ihre Form eines eigenwilligen Herkunftsmythos der deutschen Sprache aus, den sie bis zur biblischen Sintflut zurückverfolgten. Fast alle Barockpoetiken verbreiteten in ihren Vorreden ab Mitte des 17. Jahrhunderts die Meinung, dass „unsere so herrliche/prächtige Sprache Reich an Milde/reich an Gue- te/vol Donner/vol Blitzens/vol Lachens/vol Weinens/vol grausens und brausens“ (Schottel, Ausführliche Arbeit, 109) durch Poeten, die auf „ihre Sprache und Poeterey etwas grösseren fleiß gelegt“ (Titz, Zwey Bücher, nicht pag.) veredelt und den antiken Sprachen gleichgestellt wurde. Verschiedenen nach-opitzianischen Poetiken datierten die Entstehung der deutschen Sprache auf die Zeit vor der biblischen Geschichte vom Turmbau zu Babel und konstruierten im Rückgriff auf die Bardendichtung der „urahelten Deutschen“ über Karl den Großen und Martin Luther eine protestantisch-fundierte Sprach- und Literaturgeschichte, die in der Folgezeit als sprachpatriotische Deck- und Reinheitsgeschichte rezipiert wurde. Im Gelehrten Diskurs war diese Geschichte aber als Verteidigung der opitzianischen Versreform angelegt und gerade nicht als Abkehr von den europäischen Konkurrenzliteraturen. Vielmehr illustrierte die Literaturgeschichtsschreibung des 17. Jahrhunderts die

gesuchte Gleichstellung mit der humanistischen Kunstpoesie anderer Länder, mit einem jeweils unterschiedlich gesetzten Akut der Autoren auf die Besonderheiten einer schlesischen, nürnbergischen oder sächsischen Dichtersprache.

An dieser Art von Sprach- und Literaturgeschichtsschreibung partizipierten auch Autoren aus dem deutschsprachigen Gebiet der Schweiz. Auffällig ist, dass die Differenzierung des Schweizerdeutschen zum Hochdeutschen erst spät – im 18. Jahrhundert – systematisch einsetzte (vgl. Schader: 102/103). Im 17. Jahrhundert wurde das Schweizerdeutsche explizit in die Mythologisierungen um die deutsche Hochsprache eingegliedert – nicht zuletzt, weil die reformierten Gelehrten der Schweiz gemeinsam mit den protestantischen Autoren Schlesiens und anderer deutschsprachiger Gebiete das Lateinische verstärkt als Kommunikationsmedium der Vertreter der katholischen Konfession ablehnten.

In diesen ideologisch aufgeladenen Diskussionen wurde die Binnendifferenz zwischen Schweizerdeutsch und den unterschiedlichen Varietäten des Deutschen nicht explizit systematisiert, aber verschiedene Publikationsprojekte zeugen von dem Bestreben, eine schweizerdeutsche Poesie im Kontext der europäischen Sprachen zu befördern. So veröffentlichte beispielsweise der Zürcher Bürger, Bibliothekar und Geistliche Johann Wilhelm Simmler, der Vermittler der opitzianischen Versreform in der Schweiz, im Jahr 1648 seine programmatische Sammlung „Teutsche Gedichte“ in der Absicht, die Ideen der Fruchtbringenden Gesellschaft auch in der Schweiz zu verbreiten. Dieses populäre Werk wurde 1684 in eine andere von der Bevölkerung gesprochene Sprache – das Rätoromanische – übersetzt. Innerhalb der Schweiz wurde das Deutsche lediglich als eine mögliche Sprache neben den anderen Sprachen (Französisch, Rätoromanisch, Italienisch) angesehen. Denn die Schweiz verstand sich immer als polyglott. Deswegen wundert es auch kaum, dass Phänomene der Mehrsprachigkeit und Sprachkonkurrenzen besonders von deutschsprachigen Schweizer Autoren des 17. Jahrhunderts eingehend – sowohl in der Theorie als auch in der Praxis – behandelt wurden.

Als einer der wohl ungewöhnlichsten Vertreter einer schweizerdeutschen Sprachwissenschaft *avant la lettre* gilt Wilhelm Simmlers Schwiegersohn Johann Jakob Redinger. Redinger, ein Vertrauter von Johann Amos Comenius und Verbreiter von dessen Schriften, war zu-

nächst reformierter Pfarrer, der sich in immer stärkerem Maße als chiliastischer Prophet inszenierte. Seine Lebensstationen führten von Zürich bis an den Hof des türkischen Herrschers, den er vom Weltende unterrichten und zum Christentum bekehren wollte. Prophetische Botschaft, endzeitliche Spekulationen, politische Kritik und sprachdidaktische Überlegungen verflocht Redinger auf eine so eigenwillige Weise in seinem praktischen Handeln und in seinen Schriften, dass seine Zeitgenossen ihrer Meinung nach auf diese Zumutungen nicht anders reagieren konnten, als ihn für verrückt zu erklären und ihn für über zwanzig Jahre bis zum Ende seines Lebens in einem Spital einzusperren. Dass diese Zwangsinternierung nicht zugleich das Ende von Redingers Publikationstätigkeit bedeutete, gehört zu den Merkwürdigkeiten dieses – auch für die Maßstäbe des 17. Jahrhunderts – außergewöhnlichen Lebens.

In mehrfacher Hinsicht kann Redinger als visionärer Brückenbauer zwischen den Sprachen und Kulturen, aber genauso berechtigt auch als ein radikaler und unversöhnlicher Gegner des Katholizismus gelten. In der „Deutschen Biographie“ von 1888 findet sich ein phantastisch anmutender Eintrag über ihn: Redinger war, so der Verfasser Jakob Baechtold,

ein verfahrener Schwärmer, Feldprediger in Piemont, nachher Pfarrer zu Dietikon, Buchdrucker in St. Gallen, brachte neue Offenbarungen, trug dieselben dem König von Frankreich vor, ging u. a. ins Türkenlager, den Großvezier zu bekehren, irrte unter absonderlichen Abenteuern in der Welt herum, bis er in Zürich, im Spital eingesperrt, 1688 starb. Er ist der Verfasser eines nicht uninteressanten lateinisch-deutschen Wörterbüchleins: „Latinischer Runs der Tütshen Sprachkwal“ 1656. (Baechtold: nicht pag.)

Etwas nüchterner ließe sich der erste Teil seines Lebens wie folgt rekonstruieren: Johann Jakob Redinger wurde 1619 in Neftenbach bei Zürich als Sohn eines Schreiners geboren.¹ Da er als Kind durch seine Bega-

¹ Wie Rosemarie Zeller schreibt, ist die Redinger-Forschung bis heute „nicht sehr umfangreich“ und die Zürcher Archivbestände sind noch nicht vergleichend ausgewertet (Zeller 2018). Zu der Biographie Redingers ist die Arbeit von Friedrich Zollinger (Zollinger 1905) immer noch aktuell. Basil Schader hat eine Studie zu der sprachwissenschaftlichen Bedeutung Redingers vorgelegt (Schader 1985), die ausführlich – unter Bezug auf Zollinger –

bung für Sprachen auffiel, erhielt er ein Stipendium für den Besuch der Lateinschule in Zürich und für ein daran anschließendes Theologiestudium. Sich selbst bezeichnete Redinger 1640 in einem Brief als „polyglottotechnophilos quidem“ (zit. nach Schader: 15). Er wurde als Pfarrer ausgebildet und reiste 1642 als Feldprediger für ein Zürcher Söldnerregiment des französischen Königs nach Italien und Katalonien. Vor Ort erlernte er dort beide Sprachen. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1646 eine eigene Pfarrei in der Gemeinde Urdorf – Dietikon – Spreitenbach. In diese Zeit fällt auch seine Hochzeit mit Barbara Simmler, der Tochter des einflussreichen Zürcher Bürgers Wilhelm Simmler.

Aus der Zeit seiner Tätigkeit in Dietikon ist eine Reihe von Gelegenheitsgedichten zu verschiedenen gesellschaftlichen Anlässen überliefert. Aufschlussreich für Redingers weitere Beschäftigung mit Sprachkonkurrenzen und Sprachähnlichkeiten ist dabei ein Hochzeitsgedicht, das in sieben Sprachen abgefasst wurde. Überliefert ist es ohne Überschrift an zweiter Stelle in einem Faszikel mit dem Titel „Gamelia Nuptiis [...] D. Hieronymi Peiri [...] Domini Laurenti Peiri, Inclytae Reipublicae Scaphusianae Iudicii criminalis p.t. Praefecti [...] Filii, Sponsi: Nec non [...] Mariae Elisabethae Rhoniae [...] Dm. Johannis Jacobi Rhonii, Dn. in Synicon, & Legionis Helveticae, Christianiss, potentissimoq, Galliarum Regi militantis, Duscissummi, Filiae, Sponsae: Scaphusii, die 6. Martij feliciter celebratis, Boni ominis, honoris & amoris ergi ab Amicis dicta, consecrata. MDCXXXVIII“.²

die Lebensstationen Redingers nachzeichnet. In jüngerer Zeit hat sich Rosemarie Zeller mit Redingers spiritistischen Berichten über seine Reise in die Türkei und seinen chiliastischen Missionierungsversuchen beschäftigt (Zeller 2018).

² Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Zentralbibliothek Zürich. Den Mitarbeitern der Abteilung Alte Drucke sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Das Gedicht trägt die Signatur Gal CH 55, 22 (Alte Drucke).

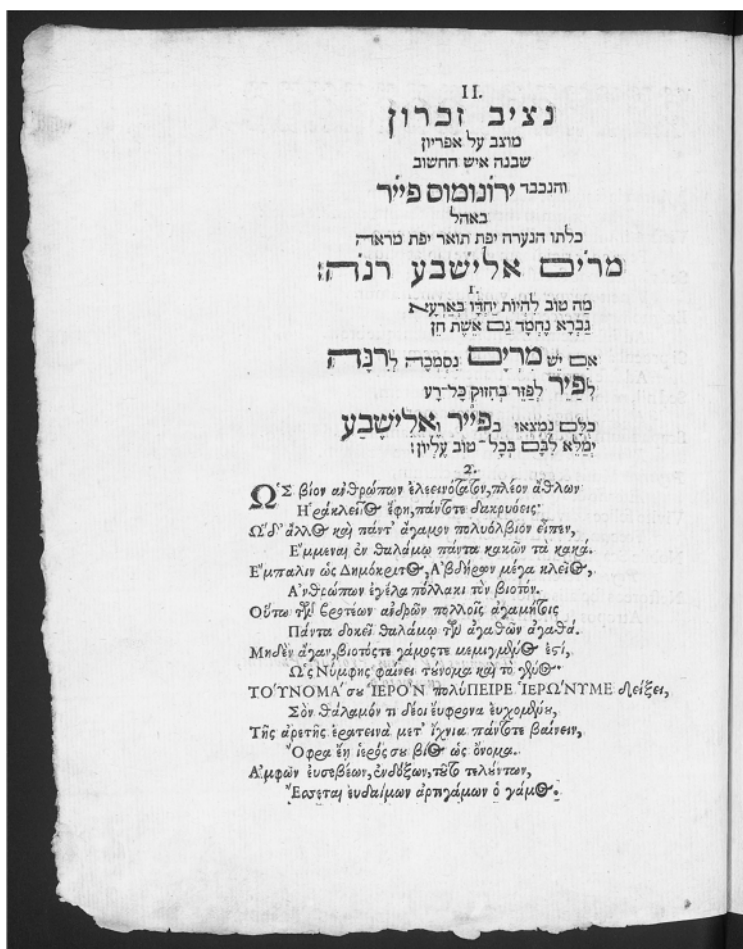


Abb. 1 und 2: Strophen 1-4 aus Redingers siebensprachigem Hochzeitscarmen

3

Immodico quærunt anagramma labore Poëta
 Sæpius, ut faciant connubiale metrum.
 Nil opus his sponſis anagrammata texere, abundant
 Nomina queis gaudet, ac utriusque genus.
 NOMEN enim SANCTUM Græcis HIERONYMUS audit,
 Nisum, vel Gallis * SOLVERE, *Πῶς* notat. *Payer
 ELISABETH DEVOTA DEO est, & AMARA MARIA
 Hebræis, CANTUM RHONIA significat.
 Aonio vati larga est hinc copia rerum,
 Materia vires exuperante suas.
 Christiades discant ex Sponſi nomine sacram
 Vitam, non solum nomina, velle Deum,
 NITITUR hinc sponſus promissa ut debita SOLVAT,
 Vitaque cum SANCTO NOMINE conveniat.
 Conjugium monstrant DEVOTÆ nomina sponſæ,
 Est modò MOESTUM, LÆTIFICUM que modò.
 Scilicet (innumera ut taceam) thalamus sit AMARUS,
 Sires parva domi, vel sine fruge torus,
 LÆTIFICUM contra fieri cernemus eundem,
 Conjugibus si sint & soboles, & opes.
 Stemmate, divitijs, patria, pietate, coruscis
 Desponsos, sola prole carere putes,
 Hanc igitur Dominus largos concedat in annos,
 LÆTIFICUM ut videant connubiale jugum.

4.

**Uebersetzung des Hebräisch-Griechisch-
 und Lateinischen.**

In hochgepreister Brauch erfunden von den alten/
 Noch diſer ſtund bey uns in ehren wird gehalten:
 Daß wann ein junges par ſich ehlich hat verlobt/
 Ein jeder freunde dann zur haupffier etwas gaabt.

34

Abb. 1 und 2: Strophen 1-4 aus Redingers siebensprachigem Hochzeitscarmen

Nach einem hebräischen Vorspann und der ebenfalls hebräischen ersten Strophe folgen 16 griechische Zeilen, 24 lateinische Zeilen, 48 deutsche Zeilen und jeweils 12 Zeilen auf Französisch, Italienisch und Spanisch. Bemerkenswert ist die Adaption der Verstechniken, die Redinger präsentiert: Auf die griechischen und lateinischen Distichen folgen Alexandriner, zu Sonetten geordnet. So entwickelt das Gedicht eine implizite Teleologie, die die alten biblischen Sprachen mit den zeitgenössischen europäischen Sprachen verbindet. Als Scharnier fungiert der längste, deutsche Abschnitt, der sich zunächst als Übersetzung der alten Sprachen aus gibt:

Übersetzung des Hebraisch-Griechisch und Lateinischen.

Ein hochgepreißter brauch/erfunden von den alten/
Noch dieser stund bey und in ehern wird gehalten:
Daß/wan ein junges par sich ehlich hat verlobt/
Ein jeder freünde dann zur haußstewr etwas gaabt.
Zu solchen gaaben offt ein Poete leget
Was sein subtiler sinn erfunden und geheget:
 War zwar geburte auch/dem adelichen par
 Dergleichen ein geschenk/auff heut zureichen dar:
Weil aber die Natur mir solches abgeschlagen/
Und auch ihr feind/der Mars/den resten hingetragen/
 So darff ich schier schier nicht; wie sonsten offt beschicht;
 Anstatt der Hochzeitsgaab/verehren mein Gedicht (Redinger: 44).

Es folgt ein etymologisches Spiel mit den Namen der Brautleute Hieronymus Peier und Maria Elisabeth Rhon, deren Herkunft aus dem Hebräischen, Griechischen und Französischen ausgedeutet werden. An den Hochzeitsgruß schließen drei Sonette an, die „allgemein von der Liebe handeln“ (Schader: 37). Über die deutschen Zeilen wird so der „brauch/erfunden von den alten“ (Redinger: 44) mit der europäischen Kunstdichtung verknüpft und die deutsche Sprache zum Brückenbauer zwischen antiker Tradition und europäischer Gegenwart erklärt.

In diesem unscheinbaren Gelegenheitsgedicht deutet sich eine Denkfigur an, die Redinger sein ganzes weiteres Leben beschäftigen und die er in den Dienst der christlichen Mission stellen wird: die Verbindung von Sprachen und Kulturen untereinander. Interkulturell, interlingual,

aber niemals interkonfessionell – so lässt sich Redingers kompromisslose weitere Biographie beschreiben.

Seine Stelle als angesehenen Pfarrer in Urdorf verlor er sieben Jahre nach der Abfassung des Hochzeitscarmens, weil er in einer eigenmächtigen Aktion einen katholischen Pater aus der Nachbargemeinde festnahm. Eigentlich hatte Redinger dafür den Beifall der reformierten Zürcher Obrigkeit erwartet, diese stellte sich aber in einer politisch und konfessionell hochaufgeladenen Situation hinter den katholischen Geistlichen und nahm Redinger in Haft. Im Jahr 1655 war für Redinger seine Tätigkeit in Urdorf unglücklich beendet und er wurde mittellos und ohne seine Familie ausgewiesen. Seine sprachwissenschaftlichen Interessen verdichten sich aber in der Zeit nach der ersten Haft. So unternahm er eine protoethnographische Reise in das Simmental, um den regionalen Dialekt zu untersuchen und publizierte seine Erkenntnisse 1656 im Vorwort zu dem Wörterbüchlein „Lateinischer Runs der Tütshen Sprachkwal“ (Redinger 1656; dazu ausführlich: Schader: 44 ff.). In diesem Beitrag zur Orthographie-Diskussion bewies er die Verbindungen aller Sprachen untereinander und erklärte das Deutsche – ein fast klassischer Topos der deutschen Barock-Autoren – zur vornehmsten und ältesten Sprache. Er spitzte diese Vorrangstellung des Deutschen jedoch eigenwillig zu und nahm damit eine Debatte des 18. Jahrhunderts vorweg. In seiner Interpretation ist es das Schweizerdeutsche, noch genauer: Die Zürcher Mundart, die Redinger im Vorwort in Schriftform brachte und die der Sprache der göttlichen Offenbarung am nächsten stehe (Zollinger: 38). Seine Muttersprache, so die Selbstdeutung Redingers, prädestiniere ihn aufgrund der Nähe zur göttlichen Ursprache zur prophetischen Rede. Die Vorrede des „Runs“ steht so als Abschluss einer ersten sprachwissenschaftlichen und sprachdidaktischen Beschäftigung Redingers. War die Idee der Sprachharmonie noch implizit in der Anlage des siebensprachigen Hochzeitscarmens angelegt, so wird sie im Wörterbuch von 1656 zu einer Methodik für den Sprachvergleich ausgebaut.

Für Redinger war damit aber auch ein Wendepunkt markiert: aus Zürich nach Amsterdam und aus der engen orthodoxen Theologie zur chiliastischen Prophetie.

Literatur:

Quellen:

- Gueintz, Ch. (1641): Deutsche Sprachlehre Entwurf [...]. Köthen.
- Henny, S.: (2016): Vom Leib geschrieben. Der Mikrokosmos Zürich und seine Selbstzeugnisse im 17. Jahrhundert. Köln.
- Schottel, J. G. (1663): Ausführliche Arbeit von der teutschen Haupt-Sprache [...]. Braunschweig.
- Ders. (1673): Horrendum Bellum Grammaticale antiquissimorum [...]. Braunschweig.
- Zesen, Ph. (1643): Hooch-Deutsche Spraach-Übung [...]. Hamburg.
- Ders. (1656) Hoch-Deutscher Helikon [...]. Jena.

Forschungsliteratur:

- Baechtold, J. (1888): Redinger, Johann Jakob in: Allgemeine Deutsche Biographie 27, S. 534 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd119020475.html#adbcontent>.
- Gardt, A. (1994): Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz. Berlin, New York.
- Greule, A., Lebsanft, F. (1998): Europäische Sprachkultur und Sprachpflege. Akten des Regensburger Kolloquiums, Oktober 1996. Tübingen.
- Schader, B: (1985): Johann Jakob Redinger (1619-1688) Sprachwissenschaftler und Pädagoge im Gefolge des Comenius. Zürich und München.
- Schaller, K. (1984): Johann Jakob Redinger in seinem Verhältnis zu Johann Amos Comenius, in: Schweizerisch-deutsche Beziehungen im konfessionellen Zeitalter. Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, Band 12, S. 139-166.
- Titz, J.P. (1642): Zwey Bücher Von der Kunst Hochdeutsche Verse und Lieder zu machen. Danzig.
- Zeller, R.. (2018): Die Türken als bessere Christen. Johann Jakob Redinger und seine Bemühungen um die Bekehrungen der Türken, in: Morgen-Glantz. Christian Knorr von Rosenroth-Gesellschaft, 28, 155-173.
- Zollinger, Fr. (1905): Joh. Jak. Redinger und seine Beziehungen zu Johann Amos Comenius. Zürich.

Argumentationsmuster im literaturkritischen Verriss: Marcel Reich-Ranicki

VIKTORIA FEDOROVSKAJA

Einleitung

Marcel Reich-Ranicki ist vor allem durch seine harten, negativen Buchbesprechungen in die Geschichte der Literaturkritik eingegangen. Der Rezensionstil, der mit dem Wort „Verriss“ bezeichnet wird, gilt als sein Markenzeichen (vgl. Anz 2004: 124). Auch das optische Bild von Reich-Ranicki als ‚Verreißer‘ wurde durch die Medien buchstäblich vervielfältigt, wovon u. A. die Covers von zwei *Spiegel*-Ausgaben zeugen. Die eine Titelseite (Der Spiegel 40/1993) zeigt M. Reich-Ranicki als Hund mit einem abgerissenen Stück Buchumschlang im Mund und knüpft an Goethes berühmten Vers „Schlag ihn tot, den Hund, er ist ein Rezensent“. Das andere Titelbild (Der Spiegel 34/1995) erweckt einen Eindruck, M. Reich-Ranicki würde den Roman *Ein weites Feld* von G. Grass zerreißen. Zu dieser Collage hat die *Spiegel*-Redaktion der Band *Lauter Verrisse* inspiriert (Aust 2005: 17). Die Aufdeckung der für M. Reich-Ranicki typischen Argumentationsmuster, die in seinen Verrissen vorkommen, erweist sich demnach als eine interessante Forschungsaufgabe.

Untersuchungskorpus: *Lauter Verrisse*

Als Untersuchungskorpus eignet sich dabei am besten der 1970 herausgegebene Band *Lauter Verrisse*. Das Buch erschien in mehreren Auflagen und ließ den Band *Lauter Lobreden* (1985) nach seinem Verkaufserfolg weit hinter sich (Anz 2004: 124). Im einleitenden Essay zum Buch (*Nicht nur in eigener Sache – Bemerkungen über Literaturkritik in Deutschland*) begründet M. Reich-Ranicki die Notwendigkeit der negativen Kritiken. Er erläutert die historischen Gründe einer ablehnenden Einstellung gegenüber der Kritik als Institution in Deutschland und sieht den Ursprung der „antikritischen Mentalität und Einstellung der Öffentlichkeit“ u. A. in einer „verspäteten Entwicklung des deutschen Bürger-

tums und der damit zusammenhängenden verspäteten Einführung der Demokratie in Deutschland“ (Reich-Ranicki 1970: 11). Einen weiteren Grund der Abneigung gegenüber der negativen Kritik sieht er im Einfluss berühmter Dichter wie Goethe, der für eine „produktive Kritik“, die als Hilfestellung für den Autor gedacht war, plädierte. Reich-Ranicki, der in der Tradition von G. E. Lessing, Chr. F. Nicolai, F. Schlegel, Th. Fontane und K. Tucholsky steht, vertritt die Auffassung, dass der Kritiker mit seinem negativen Urteil v.a. dem Leser bei seiner Orientierung helfen soll:

Indem der Kritiker ein Buch charakterisiert, indem er es befürwortet oder zurückweist, spricht er sich nicht nur für oder gegen einen Autor aus, sondern zugleich für oder gegen eine Schreibweise und Attitüde, eine Richtung oder Tendenz, eine Literatur. Er sieht also das Buch, das er behandelt, immer in einem bestimmten Zusammenhang. Er wertet es als Symptom (Reich-Ranicki 1970: 35).

Dabei ist der Rezensent durch sein Amt verpflichtet, eigene negative Meinung möglichst exakt und deutlich zu formulieren (Reich-Ranicki 1970: 37). Der harte Tonfall wird damit zu einer notwendigen Komponente einer effektiven Kritik.

Der Band enthält eine Auswahl der negativen Rezensionen, die überwiegend in der Zeit von 1966 bis 1970 veröffentlicht wurden. Die Neuauflagen aus den 1980er und 1990er Jahren wurden durch einige Aufsätze aus den 1970er Jahren ergänzt.

Zum Begriff *Argumentationsmuster*

Auch wenn ein Text über ein vielschichtiges Argumentationsgefüge verfügt, setzt sich dieses aus relativ einfachen Elementen zusammen. C. Ottmers nennt diese Elemente Argumentationsschritte oder Argumentationsmuster. Während das gesamte Argumentationsgefüge die makrostrukturelle Ebene eines Textes bildet, werden die darin enthaltenen Argumentationsmuster zu seinen mikrostrukturellen Einheiten (Ottmers 1996: 72-73).

Im einzelnen Argumentationsschritt wird eine strittige Aussage entweder durch ihre Stützung (Pro-Argumentation) oder durch ihre Widerlegung (Kontra-Argumentation) unstrittig gemacht. Andere unstrittige oder weniger strittige Aussagen, die dabei zur Hilfe herangezogen wer-

den, bezeichnet man als Argumente oder Prämissen. Von den Prämissen wird mittels eines bestimmten Schlussverfahrens – der Schlussregel – auf die Konklusion geschlossen (vgl. Ottmers 1996: 73). M. Kienpointner nennt diesen Dreischritt aus den Prämissen, der Schlussregel und der Konklusion „den ‚Prototyp‘ aller mehr oder weniger kontextspezifischen Argumentationsschemata der Alltagsargumentation“ (Kienpointner 1992: 19). Unter dem Argument im weiteren Sinne versteht man einen ganzen Argumentationsschritt oder Beweisgang (Kolmer 2002: 115).

Entscheidend für das Gelingen der Argumentation ist die Plausibilität der Relation zwischen den Prämissen und der Konklusion, also die Gültigkeit der gewählten Schlussregel (Kienpointner 1992: 43; Ottmers 1996: 86). Gerade deswegen dienen die Schlussregeln als Grundlage für die Klassifikationen von Argumentationsmustern oder Argumentationsschemata. In der Topik bezeichnet man verschiedene Strukturen der Schlussregeln (auch: Schlussmuster oder Schlussverfahren) als Topoi.

Bereits Aristoteles differenzierte zwischen „allgemeinen“ (kontextabstrakten) und „besonderen“ (kontextrelevanten oder kontextspezifischen) Topoi. Kontextabstrakte Topoi können in beliebigen sozialen oder politischen Zusammenhängen vorgebracht werden. Gerade sie fungieren als Klassifikationsobjekt in bekannten Typologien (wie Kienpointner 1992 oder Ottmers 1996). Untersucht man die Argumentationsmuster in einer konkreten Kommunikationssituation, wie z.B. in einer Buchbesprechung, so gewinnt der Kontext an Bedeutung. Bei der Analyse der Argumentation von M. Reich-Ranicki ist es z.B. weniger aufschlussreich, festzustellen, ob er Kausal- oder Gegensatzschlüsse bevorzugt, als zu verfolgen, welchen Inhalt er in unterschiedliche Schlussmuster „verpackt“, um sein eindeutig negatives Urteil zu begründen (und wie er diese in den Rezensionstext einbettet). Dementsprechend wurden in der vorliegenden Untersuchung kontextabhängige Argumentationsmuster ausgesondert.

Ein kontextabhängiges/kontextrelevantes/kontextspezifisches Argumentationsmuster, so wie es im Hinblick auf diese Untersuchung definiert wird, entspricht strukturell dem Prototyp (Prämisse – Schlussregel – Konklusion) und geht in seiner Schlussregel auf eines der bekannten kontextabstrakten Schlussmuster (Topoi) zurück. Semantisch gesehen ist es eine Abart (oder Subklasse) des kontextabstrakten Argumentati-

onsmusters, denn die abstrakte Struktur wird durch die für einen Verriss relevanten inhaltlichen Elemente gefüllt, was zur Konkretisierung des Musters führt.

Kontextabhängige Argumentationsmuster in den Verrissen

In der Alltagsargumentation, u.a. in Rezensionen, werden die Argumente bzw. Argumentationsmuster in der Regel nicht in ihrer vollständigen Form vorgetragen. Nicht immer findet man eine deutlich formulierte Konklusion oder Prämisse. K. Bayer (Bayer 2007: 148) schlägt deswegen vor, von einem Argument zu sprechen, wenn tatsächlich nur eine oder zwei Prämissen des Arguments vorliegen.

Folgende Vorgehensweise wurde demnach bei der Feststellung der Argumentationsmuster in den Verrissen von M. Reich-Ranicki benutzt: 1) Entdecken der einzelnen Aussagen, die Prämissen bzw. Konklusionen enthalten; 2) Rekonstruktion eines Arguments und Formulierung einer Schlussregel im Hinblick auf den konkreten Inhalt; 3) Gruppieren der sich wiederholenden oder inhaltlich ähnlichen Argumente und Formulieren auf der Grundlage eines allgemeinen Musters; 4) Zuordnen des Argumentationsmusters zu einem kontextabstrakten Topos; 5) Klassifizieren der kontextabhängigen Argumentationsmuster. Im Folgenden werden die einzelnen Schritte des Klassifizierungsverfahrens anhand eines Belegs erörtert.

1. *Entdecken der einzelnen Aussagen, die Prämissen bzw. Konklusionen enthalten:* „Und statt Menschen lassen sich in diesem Roman lediglich Schemen blicken.“ (Reich-Ranicki 1970: 88).
- 2a. *Rekonstruktion des Arguments:* Die Romanfiguren wirken nicht real, sondern als Schemen.
- 2b. *Formulierung der Schlussregel:* Wenn die Romanfiguren nicht real, sondern als Schemen wirken, sind sie missraten.
3. *Formulieren eines allgemeinen Argumentationsmusters:* Wenn die Figuren im Buch nicht lebendig, nicht real oder schablonenhaft wirken, sind sie missraten.
4. *Zuordnen des Argumentationsmusters einem kontextabstrakten Topos:* Topos aus Grund und Folge (Schema: „Wenn eine Person eine bestimmte Handlung vollzieht, dann treten entsprechende Folgen auf“).

Zur Analyse wurden insgesamt 24 Besprechungen herangezogen. 17 Rezensionen wurden der Erstausgabe entnommen, zwei neue Aufsätze (über St. Andres und Th. Bernhard) stammen aus der 2. Ausgabe (1973). Fünf Kritiken (über Fr. Torberg, St. Heym, A. Muschg, H. Fichte und P. Handke) wurden in der erweiterten Neuauflage (1984) veröffentlicht. Die Rezension *Hans Magnus Enzensbergers gereinigte Schiller-Lyrik* wurde ausgeklammert, weil es sich da nicht um Enzensberger als Dichter sondern als Herausgeber handelt, weswegen andere inhaltliche Argumente angeführt werden. Als Kriterium der Aufnahme in die Klassifikation hat der Gebrauch eines Musters in mindestens zwei Rezensionen gedient. Das Wort „Autor“ wurde dem Wort „Autorin“ in den Formulierungen der Argumentationsmuster vorangestellt, weil es sich bei den Autoren vorwiegend um Männer (22) handelt.

Als Grundlage für die Klassifizierung haben die Typologien von M. Kienpointner (Kienpointner 1992) und C. Ottmers (Ottmers 1996) gedient. Die Einleitung in die Großklassen (Topoi mit alltagslogischen Schlussregeln, Topoi mit konventionalisierten Schlussregeln) erfolgt in Anlehnung an die Typologie von C. Ottmers.

Insgesamt werden 21 Argumentationsmuster aufgelistet, wobei hauptsächlich deskriptive und nur in Ausnahmefällen auch normative Argumentationsmuster aufgeführt werden. Auf die Darstellung der Pro- und Kontraargumentation sowie auf die Differenzierung der realen und fiktiven Argumentationsschemata wird aus Platzgründen verzichtet.

Die meisten Argumentationsmuster spiegeln die inhaltliche Spezifik der Verrisse von M. Reich-Ranicki wider. Ausnahmen bilden der Topos aus dem Beispiel und das erste Muster aus der Subklasse „Topos aus der Autorität“, deren Schemata der Klassifikation von C. Ottmers entnommen wurden. Auf die Konkretisierung wurde in diesen Fällen verzichtet, weil sowohl Beispiele als auch Verweise auf Autoritäten inhaltlich sehr breitgefächert sind.

Klassifikation der kontextabhängigen Argumentationsmuster

1. Topoi mit alltagslogischen Schlussregeln

1.1 Kausalschlüsse

1.1.1 Topos aus Grund und Folge

- Wenn der Autor/die Autorin sein/ihr Ziel nicht erreicht hat; seine/ihre Idee im Buch nicht entwickeln konnte, ist er/sie gescheitert.
- Wenn der Autor/die Autorin im Buch etwas Neues ausprobiert (Genre, Aufbau des Werkes usw.), muss er/sie auf entsprechende sprachliche Mittel und Techniken zurückgreifen.
- Wenn der Autor/die Autorin auf etwas in der Literatur schon längst Bekanntes (Thema, Methode, Motiv, Technik, Stilmittel, episches Modell usw.) zurückgreift, muss er/sie das anwenden können.
- Wenn der Autor/die Autorin nicht erzählen/nicht darstellen kann, kann er/sie kein gutes Buch schreiben.
- Wenn der Autor/die Autorin nicht glaubwürdig schreibt, kann er/sie kein gutes Buch schreiben.
- Wenn die Figuren im Buch nicht lebendig, nicht real, schablonenhaft wirken, sind sie missraten.
- Wenn der Autor/die Autorin keine passenden sprachlichen Mittel zum Ausdruck seiner/ihrer Ideen finden kann, kann er/sie kein gutes Buch schreiben.
- Wenn es dem Autor/der Autorin an Ideen, am dichterischen Können fehlt, kann man diesen Mangel auf der Ebene der sprachlichen Mittel nicht beheben.
- Wenn der Autor/die Autorin versucht, die Mängel des Buches unmittelbar im Buch zu rechtfertigen, versteht er/sie selbst, dass das Buch schlecht ist.
- Wenn der Autor/die Autorin auf die komplizierte Gegenwart mit einem Rückzug ins Infantile und Pubertäre reagiert, kann er/sie kein gutes Buch schreiben.
- Wenn der Autor/die Autorin auf die in diesem Buch angewandten Methoden, Techniken, Mittel usw. verzichtet, spricht: anders schreibt, gelingt ihm/ihr ein gutes Buch.

1.2 Einordnungsschlüsse

1.2.1 Topos aus Spezies und Gattung

- Wenn das schlechte Buch einen allgemeinen Trend in der Literatur der Bundesrepublik, der DDR, der Schweiz, Österreichs widerspiegelt, ist es besonders besorgniserregend.

1.2.2 Topos aus den Teilen und dem Ganzen

- Wenn die Hauptfigur missraten ist, ist das Buch schlecht.
- Wenn ein Buch einzelne gelungene Episoden, Figuren, Formulierungen o. Ä. enthält, reicht es noch nicht aus, um das gesamte Werk als gut einzustufen.

1.2.3 Topos aus dem Beispiel

- Wenn in einem oder mehreren Beispielen einer Sache und einer Person bestimmte Eigenschaften zukommen, dann wird daraus abgeleitet, dass dieser Sache oder dieser Person diese bestimmten Eigenschaften generell zukommen.

1.3 Gegensatzschlüsse

1.3.1 Topos aus absoluten Gegensätzen

- Wenn das Buch ein halbfertiges, nicht abgeschlossenes Produkt darstellt, ist es keine Literatur.

2. Topoi mit konventionalisierten Schlussregeln

2.1 Topos aus der Person

- Wenn der Autor/die Autorin in der Vergangenheit viel geleistet hat, ist es ein(e) gute(r), erfolgreiche(r) Autor(in).
- Wenn der Autor/die Autorin andere wegen bestimmter Mängel kritisiert, muss er/sie in seinem/ihrem Schaffen diese Mängel auch vermeiden.

2.2 Topos aus der Autorität

- Wenn eine als Autorität anerkannte Person eine Meinung vertritt, dann erscheint diese Meinung plausibel.
- Wenn das Buch von einem bekannten Autor stammt und von anderen Kritikern positiv aufgenommen wurde, lohnt es sich, es zu besprechen.
- Wenn Reich-Ranicki den Autor/die Autorin bzw. seine/ihre Leistungen bewundert, ist es ein(e) gute(r) Autor(in).

Im Argumentationsgefüge konkreter Besprechungen liegen die aufgrund der genannten Muster gebildeten Argumente oft auf einer Zwischenebene und werden durch weitere Stützungen bekräftigt.